

## 7. Sprachauffassung, Sprachpolitik, Sprachwissenschaft, Philologie, Ethnologie

Mit der Sprachauffassung und der Sprachpolitik scheint es zwischen Frankreich und Deutschland auf den ersten Blick ähnlich wie mit der Nation: Es gibt, so die gängige Meinung, zwei entgegengesetzte Modelle<sup>1</sup>. Auf der einen Seite das einer normativen Sprachauffassung, die via Institutionen wie der Académie française permanent die Normen und Regeln des „richtigen“ Französisch steuert und über die „Reinheit“ der französischen Sprache wacht, welche die Grundlage aller Künste und Wissenschaften bildet, so nachzulesen im Artikel 24 der Statuten der Académie. Eine der Voraussetzungen für eine dementsprechende Sprachpolitik ist, den Abstand zwischen schriftlicher und mündlicher Sprache möglichst gering zu halten. In diesem Sinne ist Sprachpolitik ein Mittel zur Konstruktion zunächst des Königtums, dann der Nation. Die richtige Handhabung und die Verbreitung der französischen Sprache ist die Voraussetzung für ein funktionierendes Staatswesen. Auf der anderen, deutschen Seite die Auffassung einer empirisch existierenden, auf eine gemeinsame Wurzel zurückgehenden Sprache mit vielen mündlichen Varianten, deren einheitliche schriftliche Form als „Hochsprache“ die Basis einer kulturellen Gemeinschaft darstellt. Hier ist die Sprache eine Art natürliche Gegebenheit, in die man gewissermaßen hineingeboren wird und in der sich das „Wesen“ des Volks vorpolitisch artikuliert. Sprachpolitik, soweit man überhaupt von einer solchen sprechen kann, ist dann nicht so sehr eine Angelegenheit des Staats, sondern eine Initiative der Gesellschaft. De facto findet eine Mischung offensiver und defensiver sprachpolitischer Maßnahmen statt: Modernisierung und Standardisierung durch die herausragende Rolle von Literatur und Theater, durch die Druckmedien und den expandierenden Buchmarkt; zugleich Verteidigung gegen „fremde“ Einflüsse durch „Sprachreinigung“, wie sie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts etwa von Friedrich Ludwig Jahn propagiert wurde. Da es in Deutschland keine zentralistische Institution zur Pflege und Kontrolle der Sprache gab und gibt, liegt die Initiative bei den Praktikern der Sprache, den Schriftstellern, Publizisten, Lehrern und Gelehrten. Sprachpflege ist dort ein dezentraler Prozess. Im einen Modell ist die Sprache ein Instrument zur Schaffung der Nation, im anderen wird sie als ihre präexistierende Grundlage betrachtet, erforscht und „gepflegt“.

1 Vgl zuletzt zusammenfassend JURT 2014 [525]; dazu weiter ausholend und gesamteuropäisch vergleichend GARDT 2000 [845].

## Sprache und Nation

Bei näherem Hinsehen ist die Lage, wie auch andernorts, natürlich erheblich komplexer. Und wie auf anderen, in diesem Band besprochenen Gebieten gilt: Die jeweiligen Vorgänge in den beiden Ländern sind eng miteinander verflochten. Was zunächst auffällt, sind eine Reihe von Gemeinsamkeiten: Das erste ist das große Interesse für Sprache generell, das seit dem Ausgang des Mittelalters die Gelehrten mobilisiert. Das war zwar keine deutsch-französische Spezialität, sondern ein eher gesamteuropäisches Merkmal. Aber es hat in Deutschland und Frankreich besonders ausgeprägte Formen angenommen<sup>2</sup>.

Das hängt wohl eng damit zusammen – und damit kommen wir zum zweiten Punkt –, dass es auf beiden Seiten einen engen Nexus zwischen der Problematik der Sprache und derjenigen der Nation gibt<sup>3</sup>. Dabei hat dieser Nexus in beiden Ländern einen langen Vorlauf, der bis in die Zeit des Humanismus zurückreicht. Damals waren, im gelehrten Sektor, die ersten Abkoppelungsversuche vom Latein zu beobachten. Zugleich wehrten sich die deutschen Humanisten, vor allem im Elsass, gegen das Vordringen des zusehends vom Lateinischen „befreiten“ Französisch, in einer Art von protonationalistischer Bewegung zu der Zeit, als die „Germania“ des Tacitus wiederentdeckt worden war und eine Parallele zwischen dem Widerstand der Germanen gegen die römische Eroberung und dem Widerstand der „Deutschen“ gegen die „welsche“ Dominanz hergestellt wurde. Zur selben Zeit fanden die ersten Versuche zur Vereinheitlichung einer deutschen Amtssprache und „Schreibweise“, d. h. Schriftsprache statt<sup>4</sup>. Luthers Bibelübersetzung, die ja einer *opinio communis* zufolge für die Urquelle der deutschen Sprache gehalten wurde (Heine über Luther: „Er schuf die deutsche Sprache“<sup>5</sup>), operierte in diesem Kontext.

Die Durchsetzung des Französischen als Amts- und Gerichtssprache der Monarchie in den Dekreten von Villers-Cotterêts, benannt nach dem Ort im Departement Aisne, in dem die Dekrete 1539 unter dem damals dort residierenden König Franz I. erlassen wurden, folgte einer anderen Logik, und damit kommen wir zu den Unterschieden. Hier ging es um die Etablierung einer gemeinsamen Sprache nicht nur gegen das Lateinische, sondern auch gegen die Regionalsprachen. Das Französische wurde, um einen anachronistischen, damals nicht existierenden Begriff zu verwenden, zur „Staatssprache“ und begleitete die Monarchie auf ihrem Weg zum Nationalstaat<sup>6</sup>.

Ohne detailliert auf die entsprechenden Entwicklungen eingehen zu können, seien nur die wichtigsten Elemente festgehalten, bevor wir auf die Situation im

2 TRABANT 2002 [873]; JURT 2014 [525].

3 GARDT 2000 [845]; THIESSE 1999 [551].

4 POLENZ <sup>3</sup>2009 [865].

5 HEINE 1973–1997 [67], Bd. 8/1, S. 38.

6 GUILHAUMOU 2002 [850].

19. Jahrhundert zu sprechen kommen. Das erste betrifft die Asymmetrie der Ausgangslage im 17., 18. und bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Frankreich verfolgte seit langem eine aktive Politik der Sprachpflege. Die bereits 1631, 35 Jahre vor der Académie des sciences gegründete Académie française setzte das von François de Malherbe inspirierte und von dem Grammatiker Claude Favre de Vaugelas formulierte Programm des „guten“ beziehungsweise „richtigen“ Sprachgebrauchs um, unter der Patronage des Königs. Zugleich entwickelte man eine universalistische Ideologie der französischen Sprache, die aufgrund ihrer klaren logischen Struktur und ihres fein zisierten Ausdrucksapparats vor allen anderen dazu geeignet sei, die Welt – die literarische wie die wissenschaftliche und die soziale – in Worte zu fassen<sup>7</sup>. Diese besondere Qualität, die von den Schriftstellern, den Denkern und den Wissenschaftlern angeeignet worden sei, begründe die Vorrangstellung der französischen Sprache und Kultur in Europa. Demgegenüber waren die sprachpolitischen Bemühungen in Deutschland von Johann Christoph Gottsched über Lessing und Justus Möser erstens auf eine Emanzipation des Deutschen von der französischen Sprache gerichtet. Sie waren, gewissermaßen „außenpolitisch“ gesehen, defensiver Natur. Und sie besaßen zweitens, insofern sie ab Mitte des 18. Jahrhunderts vom gebildeten Bürgertum geteilt wurden, eine politische Stoßrichtung gegen die höfischen Eliten. Die im Umkreis von Friedrich II., der bekanntlich dem Deutschen jegliche literarische Kapazität aberkannte, und der Preußischen Akademie der Wissenschaften geführten Diskussionen um die Vorzüge und Nachteile des Französischen und des Deutschen geben beredt Auskunft über die Schwierigkeiten, die einer Aufwertung der deutschen Sprache gerade in deutschsprachigen Staaten im Wege standen<sup>8</sup>. Erst das Aufblühen der Literatur in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts bis zu der später als Weimarer Klassik bezeichneten Epoche schuf, de facto, eine Situation, welche besondere sprachpolitische Bemühungen für eine Aufwertung des Deutschen weitgehend überflüssig machte.

Die Französische Revolution brachte dann eine neue Weichenstellung. Für Frankreich rückte das Sprachenproblem wieder ins Zentrum, da das Französische nunmehr, anstelle der alten Funktion als Sprache der Monarchie, die Sprache der souveränen Nation wurde<sup>9</sup>. Die offiziellen Berichte, die der revolutionäre Parlamentarier Bertrand Barère und der Abbé Grégoire für den Konvent 1794 und 1795 erstellten, forderten, die französische „Nationalsprache“ gegen die anderen in Frankreich gängigen Sprachen, die man abschätzig als „Idiome“ oder *patois* bezeichnete, d. h. gegen die lokalen mündlichen Sprechweisen (Mundarten) durchzusetzen. Grégoire sprach sogar davon, diese Idiome seien „auszurotten“ (*extirper*)<sup>10</sup>.

7 Vgl. FUMAROLI 1984 [843]; FUMAROLI 2001 [844].

8 BAILLOT 2007 [987]; YUVA, BAILLOT 2014 [898]; JURT 2014 [525].

9 PERROT 1997 [862]; GUILHAUMOU 1989 [849].

10 Vor dem Comité de l'instruction publique am 30.6.1793.

beziehungsweise, so im Titel seines Berichts, zu „vernichten“ (*anéantir*)<sup>11</sup>. Das Französische wurde als Sprache der Freiheit universalisiert, die anderen Sprachen als Relikte der feudalen Ordnung abgewertet.

Dabei hatte Grégoire selbst festgestellt, dass damals nur etwa ein Fünftel der Franzosen wirklich Französisch sprechen könne, etwa zwei Fünftel das Französische weder spreche noch verstehe und zwei weitere Fünftel zwar mehr oder weniger Französisch verstehe, aber kein mehrminütiges Gespräch in dieser Sprache führen könne. Mit anderen Worten: Die Nationalsprache sei die Sprache einer Minderheit<sup>12</sup>. Die Anzahl der „Idiome“ und *patois* gibt er mit 30 an und zählt darunter unterschiedslos nordfranzösische, zu der *langue d'oïl* gehörende Sprachen und Mundarten wie das Normannische, Picardische und Burgundische, südfranzösische, zu der *langue d'oc* gehörende Sprachen und Mundarten wie das Provenzalische, Gaskognische oder Auvergnatische, und zu anderen Sprachgruppen gehörende Sprachen wie das Bretonische, Flämische, Korsische, Katalanische, Baskische sowie Lothringer- und Elsässerdeutsch. Einzig dem Französischen wird der Titel einer Sprache zuerkannt, alles andere sind untergeordnete Verständigungsweisen, eben *patois*. Im zentralistischen Denken der Jakobiner konnte es nur eine Sprache geben. Die Dialekte waren Attribute eines zu bekämpfenden, den Provinzen des Ancien Régime verhafteten Föderalismus. Anders gesagt: Die neue Ordnung bedurfte, um sich landesweit durchzusetzen, einer einzigen, einheitlichen Sprache. Das war die grundlegende politische Komponente des Sprachproblems in Frankreich bis ins späte 19. Jahrhundert. Von daher erklärt sich die große Bedeutung, die der Alphabetisierung und der Schule zukamen. Die zögerlichen Fortschritte des Primärschulsystems bis 1870 lassen sich an der Analphabetenquote ablesen, die 1866 in Frankreich immer noch bei 35 bis 46 % lag<sup>13</sup>, im Vergleich zu durchschnittlich 10 % in Preußen zum selben Zeitpunkt<sup>14</sup>, wobei jeweils große regionale Unterschiede bestanden. Zugleich befand eine (wahrscheinlich zu optimistische) Erhebung des Ministeriums Duruy 1864, dass ungefähr 25 % der Franzosen weiterhin kein Französisch sprechen und schon gar nicht schreiben konnten<sup>15</sup>. Der Prozess der Durchsetzung der französischen Staatssprache war also damals längst nicht abgeschlossen. Erst die Einführung der Schulpflicht unter der Dritten Republik 1882 sollte den Prozess entscheidend beschleunigen.

11 GRÉGOIRE 1794 [63]. Zu Grégoires und Barères *enquête* vgl. CERTEAU, JULIA, REVEL 1975 [830].

12 GRÉGOIRE 1794 [63], S. 3–4. Über die Problematik der Zahlen und der Erhebungstechnik vgl. TRABANT 2014 [875], S. 131.

13 FURET, SACHS 1974 [739]; FURET, OZOUF 1977 [738], Bd. 1, S. 22–28.

14 FRANÇOIS 1983 [737].

15 GESLOT 2009 [787]. Zu ausführlicheren Ergebnissen dieser *enquête* s. auch VIGIER 1979 [877].

Umgekehrt geht es im deutschen Sprachgebiet während des 19. Jahrhunderts eben nicht um einen Kampf gegen andere Sprachen<sup>16</sup>, sondern um eine Vereinheitlichung der Hochsprache. Vorbilder waren Literatur und Theater, Mittel der Umsetzung Verlage, Bücher und Presse. Im Gegensatz zu Frankreich erfolgte der Prozess gewissermaßen aus der Gesellschaft heraus, wobei sich Sprachforscher wie Adelung, Campe (noch vor dem Beginn des Jahrhunderts), die Brüder Grimm sowie Lehrer wie Max Wilhelm Götzinger und, etwas später, Konrad Duden und Rudolf Hildebrand besonders hervortaten. Das zeigt die entscheidende Rolle der Bildungselite, neben den Sprachgesellschaften und den Ministerien, die sich, sei es im Unterrichtswesen, sei es in der Handhabung von Amtssprachen und Rechtsvorgängen, mit dem Problem zu beschäftigen hatten. Drei entscheidende Punkte sind in diesem Zusammenhang hervorzuheben. Der erste betrifft das Verhältnis von Schriftsprache zur mündlichen Sprache. Die Existenz der gemeinsamen Schriftsprache stellte das Weiterleben der sogenannten Mundarten nicht prinzipiell in Frage, auch wenn es de facto, vor allem in den Städten, zu einem unvermeidlichen Abschleifungsprozess kam und außerdem die Situation in Berlin, Wien, München, Leipzig, Frankfurt, Zürich und Hamburg natürlich sehr unterschiedlich war. Die Akzeptanz des „Schriftdeutschen“, das als solches etwa in der deutschsprachigen Schweiz in der Grundschule unterrichtet wurde, beeinträchtigte nicht grundsätzlich die mündliche Kommunikation in der Mundart. Dennoch bildete sich daneben eine Art gemeinsame mündliche Sprache aus, als Hoch- beziehungsweise Standardsprache, die zwar oft verschieden ausgesprochen wurde, aber doch als Referenzsystem der Sprecher diente.

Das leitet zum zweiten Punkt über, der komplizierten Frage der Dialekte. Im Gegensatz zur Situation in Frankreich gab es in Deutschland keine allgemeine Frontstellung gegen die regionalen und lokalen Dialekte. Ganz im Gegenteil argumentierten die meisten deutschen Sprachpädagogen, im Gefolge Luthers, demzufolge dem Volk auf das Maul zu schauen sei, dass das Hochdeutsche nicht ohne den lebendigen Nährboden der Dialekte existieren könne<sup>17</sup>. Die Schüler im Deutschunterricht seien auf die Unterschiede zwischen heimischer Mundart und Hochdeutsch aufmerksam zu machen und sollten, davon ausgehend, ein subjektives, eher spielerisches Sprachbewusstsein ausbilden. Das Selbstverständnis des Deutschen als einer organisch aus der Vielfalt hervorgegangenen Sprache widersetzte sich sprachpolitischen Zwangsmaßnahmen. Die aus den Mundarten zusammenwachsende Sprache galt als Vorform der angestrebten, ebenfalls in ihren Teilen zu vereinigenden Nation. Natürlich fungierte die Abwendung vom Dialekt ab dem 19. Jahrhundert auch als Mittel sozialer Distinktion. Aber zugleich blieb die Einfärbung mit dialektalen Eigenheiten selbst bei den Hochsprachlern eine Art regionales Identifikationsmerkmal und wurde als Zeichen der Volksverbundenheit

16 Mit Ausnahme natürlich des Polnischen und des Sorbischen.

17 So etwa Rudolf Hildebrand, HILDEBRAND 1867 [73], S. 32–66.

geschätzt. Schließlich führte die mundartliche Vielfalt dazu, dass bei den Sprechern eine gewisse Toleranz für sprachliche Abweichungen sowie eine erweiterte passive Sprachkompetenz (die Linguisten nennen das „Varietätenkompetenz“<sup>18</sup>) kultiviert wurde, die es erlaubte, sich über Dialektgrenzen hinaus zu verständigen. Allerdings konnte der Rückgang des Niederdeutschen, das ja seinerseits eine mehr oder weniger standardisierte Schriftsprache mit einer eigenen Literatur entwickelt hatte, nicht aufgehalten werden. Genauer gesehen handelt es sich hier, ähnlich wie beim Okzitanischen in Frankreich, um eine ganze Familie von Dialekten, deren Verschriftlichung gerade im 19. Jahrhundert zwar mit gewissem Erfolg versucht wurde, die sich aber als eigene Standardsprache nicht gegen das Hochdeutsche behaupten konnte. Dennoch herrschte im deutschen Sprachgebiet, eigentlich bis heute, ein gewisser Polyzentrismus, welcher der Idee einer zentralen Steuerung und Aufsicht zuwiderläuft und immer ein bestimmtes Maß an Variabilität zulässt<sup>19</sup>.

## Sprachwissenschaftler und Philologen

Wie verhielten sich nun die Entwicklungen in Deutschland und Frankreich zueinander? Schaut man auf die wechselseitigen Verflechtungen im Umgang mit der Sprache, stößt man relativ schnell auf die Rolle von Sprachwissenschaft und Philologie. Wir haben schon an anderer Stelle auf die Anwesenheit deutscher Philologen in Frankreich seit dem Beginn des Jahrhunderts hingewiesen<sup>20</sup>. Die sich damals herausbildende historische Sprachwissenschaft war in der Tat der Schauplatz einer intensiven, sich im deutsch-französischen Kontext vollziehenden Debatte. Versuchen wir die Positionen kurz zu umreißen. Ihren Hintergrund bildete die Historisierung des Wissens um Sprache, die seit dem 18. Jahrhundert erhebliche Zugewinne zu verzeichnen gehabt hatte. Das große Interesse für Sprache wurde genährt vom Durst nach geschichtlichen Quellen, galten doch Sprache und Sprachgeschichte als ein wesentlicher Zugangsschlüssel zur Vergangenheit. Das setzte voraus, dass sich die Aufmerksamkeit von Sprache als Norm oder als Struktur des Denkens auf die historische Veränderung von Sprache richtete.

Zunächst bestand ein enger Konnex zur Philologie<sup>21</sup>. Die Edition und Bearbeitung alter Texte aus der Frühzeit der romanischen und germanischen Literaturen – methodisch nach dem Modell der klassischen Philologie – führte unmittelbar an das Problem der jeweils in den Handschriften niedergelegten Sprachen und Sprachstufen heran. Die Chronologie der Manuskripte stellte Material für die Untersuchung des Sprachwandels bereit und schuf die Grundlage für eine in

18 Vgl. etwa REICHMANN 2000 [869].

19 AMMON 1995 [826], bes. S. 35–72.

20 Vgl. Kapitel „Hochschule, Wissenschaften und Bildungssystem“.

21 TRABANT 2009 [874].

alte Zeiten zurückreichende Sprachgeschichte. Die historische Reflexion über die Geschichte der Sprachen und ihrer Beziehungen zueinander war indessen von Anfang an verbunden mit mehr oder minder expliziten Annahmen über die Gemeinschaft der jeweiligen Sprecher, als „Stamm“ oder als „Volk“ beziehungsweise „Nation“, sei es in eher ethnischer Hinsicht als Abstammungsgemeinschaft, sei es als kulturelle Gruppe mit gemeinsamen „Sitten“, Werten und Codes, mit allen jeweiligen Schattierungen. So meinte man, über die Geschichte der Sprachen zugleich die Geschichte der Völker rekonstruieren zu können, zumindest für diejenigen, für die frühe geschichtliche Zeugnisse fehlten. Eine besondere Rolle spielte in diesem Zusammenhang die „Wiederentdeckung“ des Sanskrit und seine Erforschung durch europäische Gelehrte in England, Frankreich und Deutschland<sup>22</sup>. Beobachtungen von William Jones aufgreifend, der bestimmte Ähnlichkeiten des Sanskrit mit den wichtigsten europäischen Sprachen festgestellt hatte, hat Friedrich Schlegel in „Über die Sprache und Weisheit der Inder“ (1808) die Theorie aufgestellt, dass das historisch ältere Sanskrit die gemeinsame Quelle des Griechischen, Lateinischen, Germanischen und Keltischen, mithin nicht die klassische Antike, sondern Indien als die Wiege der europäischen Kultur anzusehen sei. Damit legte er eine Spur, die mit Franz Bopp und Jean-Pierre Abel-Rémusat zur indogermanischen beziehungsweise indoeuropäischen Sprachwissenschaft führte, auf die gleich noch zurückzukommen sein wird<sup>23</sup>.

Dieser diachronischen Untersuchungsperspektive war ebenso eine synchronische zugeordnet. Man erforschte Sprachen im Vergleich, schloss aus Unterschieden und Ähnlichkeiten in Phonologie, Morphologie, Grammatik und Wortschatz auf Sprachgruppen und Sprachfamilien. Die Verbindung von beiden Sichtweisen konnte im Ergebnis häufig die Form eines Stammbaums annehmen (dem Stemma der Philologen nachgebildet), in dem die Verwandtschaftsbeziehungen der Sprachen vertikal und horizontal dargestellt wurden<sup>24</sup>. Nichtsdestoweniger blieb der geschichtliche Blick dominant, denn auch der horizontale Vergleich baut auf einem genetischen Verständnis von Sprachentwicklung auf. Am Anfang jeder Sprachfamilie stehe eine „Ursprache“, die sich dann in verschiedene Zweige immer feiner aufteile. In dieser Hinsicht nahm die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft an der großen zeitgenössischen Suche nach den Ursprüngen teil, die damals die europäischen Bildungsschichten nachhaltig ergriffen hatte. Dabei sind Fragen der Sprachgenese mit solchen der Ethnogenese eng verwoben<sup>25</sup>. Sprachgeschichte ist verquickt mit Mythen-, Sagen-, Märchen- und Religionsgeschichte, sowie auch mit

22 CHRISTMANN 1977 [832]; MESSLING 2016 [860].

23 SCHMIDT-BIGGEMANN 2021 [894], S. 117–136.

24 So am ausgefeiltesten bei SCHLEICHER 1863 [126]; zuvor schon bei BOPP 1816 [28] und, in flexiblerer Form, bei Champollion, vgl. MESSLING 2016 [860], S. 191–194.

25 POHL 2005 [544]; POHL, WOLFRAM 1990 [545]; MESSLING 2016 [860].

Rechtsgeschichte, wobei die entsprechenden Stränge sich im Laufe des 19. Jahrhunderts erst langsam ausdifferenzierten.

### Sammelpunkt Paris

Zentraler Schauplatz der fraglichen Entwicklungen zwischen 1800 und 1860 war zunächst Paris<sup>26</sup>. Das lag an dem Prestige der dort, am Collège de France, im Institut, an der École des langues orientales<sup>27</sup> und an der Faculté des Lettres, tätigen Wissenschaftler sowie an den reichen Handschriftenbeständen der Kaiserlichen beziehungsweise ab 1814 Königlichen Bibliothek, die gerade durch Napoleons Einverleibungspolitik erheblich aufgestockt worden waren<sup>28</sup>. Friedrich Schlegel, die Brüder Grimm und Wilhelm von Humboldt haben schon zu Beginn des Jahrhunderts dort gearbeitet, August Wilhelm Schlegel und Franz Bopp kurz danach. Sie alle standen in Kontakt zu den französischen Gelehrten, unter denen besonders Isaac Sylvestre de Sacy, Louis-Mathieu Langlès, Antoine-Léonard Chézy, Claude Fauriel, Étienne Marc Quatremère und Jean-Pierre Abel-Rémusat zu nennen sind. Aus Bopps Arbeit vor Ort (1812–1816) ging seine bahnbrechende Studie „Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit der griechischen, lateinischen, perensischen und germanischen Sprache“ von 1816<sup>29</sup> hervor, mit der es ihm gelang, die bisher vorhandenen Vorstellungen über die Verwandtschaft der indoeuropäischen Sprachen auf feste, auf präzisen grammatischen und lexikalischen Vergleich gegründete Füße zu stellen<sup>30</sup>. Dabei ging es, wohlgemerkt, nicht um Nationalsprachen, sondern um das System der Sprachen als solches, wobei den außereuropäischen Sprachen wachsende Bedeutung zukam.

Für das Aufblühen der „orientalen“ Sprachstudien in Paris fungierte als wichtigste Plattform die 1822 gegründete Société asiatique, eine gelehrte Gesellschaft, an der sich neben den Wissenschaftlern auch Liebhaber und Persönlichkeiten des öffentlichen und politischen Lebens beteiligten<sup>31</sup>. Als Ehrenpräsident fungierte der Herzog von Orléans und blieb dies auch, als er mit der Julirevolution zum „Bürgerkönig“ wurde und der Société weiterhin sein Wohlwollen versicherte. In den monatlichen Sitzungen trafen sich die Spezialisten verschiedener Sprachen,

26 London war in diesem Prozess ebenfalls von Bedeutung, vor allem wegen der dort aufbewahrten, für die Indianistik wichtigen Handschriften und Sprachwerke.

27 Der Name hat sich mehrmals geändert. Zu Beginn hieß sie École spéciale des langues orientales, dann ab 1814 École royale des langues orientales, ab 1852 École impériale des langues orientales.

28 SAVOY 2003 [1039].

29 BOPP 1816 [28].

30 BRÉAL 1866 [35].

31 Zur Geschichte der Société asiatique vgl. WALRAVENS 1999 [879]; FENÊT 2013 [841]; MESSLING 2016 [860]; MANGOLD 2004 [858]; MANGOLD 2008 [857]; BÖSCH 2008 [828].



vom Neugriechischen bis zum Chinesischen, und verschiedener Richtungen, von den Etymologen und den Grammatikern zu den Philologen und Historikern. Zu den Gründungsmitgliedern zählte man mehrere in Paris ansässige Deutsche, etwa Julius Klaproth<sup>32</sup>, Karl Benedikt Hase<sup>33</sup> und Alexander von Humboldt. Klaproth und Hase figurierten auch im fünfköpfigen Redaktionskomitee des „Journal asiatique“, das die Gesellschaft ab 1822 herausgab. Schaut man die ersten Jahrgänge der Zeitschrift an, so zeigt sich einerseits ein buntes Bild von Interessen, unter denen dasjenige für die Sprache nur einen relativ geringen Teil ausmacht. Andererseits ist die beträchtliche Mitarbeit deutscher Autoren auffallend, von Klaproth über Hammer-Purgstall, August Wilhelm Schlegel, F. G. Eichhoff<sup>34</sup> und Ferdinand Eckstein zu Wilhelm von Humboldt. 1828 eröffnete die Zeitschrift neben der Pariser Niederlassung ein Subskriptionsbureau in Leipzig beim Verleger Ponthieu, was ihren Zuspruch in Deutschland belegt. 1829 waren unter den inzwischen 16 im Titelblatt als feste Autoren Bezeichneten fünf Deutsche<sup>35</sup>, 1834 waren es sechs von 17<sup>36</sup>. Julius (Jules) Mohl wurde 1832 zum stellvertretenden Sekretär der Société ernannt und übernahm nach der Ablösung Émile Burnoufs die Funktionen des Sekretärs und Jahresberichterstatters<sup>37</sup>. Zahlreiche deutsche Mitglieder, darunter außer den oben genannten (Hase, Klaproth, Eckstein, Mohl) mehr oder weniger dauerhaft in Paris ansässige wie Alexander von Humboldt, Georg Depping, Salomon Munk, Heinrich Kurz, Julius Oppert, Joseph Derenburg, die zum großen Teil dort Karriere machten<sup>38</sup>, dazu solche, die zu Studien- und Ausbildungszwecken in Paris waren wie Heinrich Leberecht Fleischer, Friedrich Eduard Schulz, Johann August Vullers, Gottfried Kosegarten, Christian Lassen und viele andere. Allein unter den Indianisten – sie stellten die zahlenmäßig stärkste Gruppe unter den Orientalisten – waren es 19<sup>39</sup>. Dazu Sinologen, Arabisten, Hebraisten, Türkologen, Iranisten, Japanologen und Vertreter anderer Fächer. Dabei handelte es sich keineswegs um Einbahnstraßen-Transfers von Frankreich nach Deutschland oder umgekehrt. Vielmehr zeigt sich gerade am Beispiel der Orientalisten, dass es vielschichtige wechselseitige Verflechtungsvorgänge waren, welche die Wissenschaftler in einem gemeinsamen Kommunikationsraum zusammenbanden. So wurden etwa 1847 unter den 249 Mitgliedern der Société asiatique 40 Deutsche gezählt, das bei weitem größte „ausländische“ Kontingent, zu denen noch die in Paris fest ansässigen

32 WALRAVENS 1999 [879]; WALRAVENS 2006 [878].

33 Über Hase vgl. GRAN-AYMERICH 2007 [788], S. 857–859; MAINFROY 2005 [856].

34 Eichhoff (1799–1875) stammte aus einer hanseatischen lutherischen Kaufmanns- und Fabrikantenfamilie, die sich bereits in den 1770er-Jahren in Le Havre niedergelassen hatte. Seine Muttersprache war deutsch, doch seine Ausbildung und Berufskarriere waren französisch.

35 Neben Hase und Klaproth nunmehr auch A. W. Schlegel, Humboldt und Hammer-Purgstall.

36 Dazugekommen war Eckstein.

37 Seine Berichte erschienen später gesammelt: MOHL 1879–1880 [98].

38 Das gilt insbesondere für Munk, Derenburg und Oppert, die respektive seit 1828, 1838 und 1847 in Paris arbeiteten.

39 RABAUT-FEUERHAHN 2008 [867].

und teilweise naturalisierten Deutschen sowie sieben auswärtige Ehrenmitglieder hinzukamen<sup>40</sup>. Das machte dann ein gutes Fünftel der Mitglieder aus.

Dazu kam, dass die soziale Verankerung und damit die Wirkungsbreite der *Société asiatique* den Bereich der Orientstudien erheblich überschritten. Das zeigt nicht nur die schon erwähnte Schirmherrschaft Louis-Philippes, sondern auch die Mitgliedschaft zahlreicher Persönlichkeiten der politischen und geistigen Elite wie Victor Cousin, Abel Villemain, Graf Portalis, Jean Denis Lanjuinais, der Herzog Charles de Choiseuil-Praslin, oder Edme-François Jomard. Auch eine Reihe von Altphilologen traten der Gesellschaft bei, darunter Jean-Daniel Guignault (Direktor der *École normale supérieure*), Émile Egger und Victor Jean-Antoine Letronne. Manche unter ihnen deckten mehrere fachliche Bereiche ab, wie etwa unter der älteren Generation Karl-Benedikt Hase, Ernest Havet und Claude Fauriel, sowie unter den Jüngeren, die später dazu stießen, Michel Bréal, Gaston Paris, Ludwig (Louis<sup>41</sup>) Benloew, Guillaume Alfred Heinrich, Arsène Darmesteter und Charles Schoebel.

Das internationale Milieu der *Société asiatique* mit seiner starken deutsch-französischen Komponente war für die Entstehung der neuen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Hier vollzog sich – langsam aber unaufhaltsam – die Differenzierung in eine auf die sprachlichen Phänomene konzentrierte Linguistik und in eine „Wörter und Sachen“ umfassende Philologie, ein Prozess, dessen nächste Pariser Etappe die Gründung der zunächst informell funktionierenden *Société de linguistique de Paris* im Jahre 1864 werden sollte. Die Spannung zwischen einem auf Textstudium, unter Einschluss des geschichtlichen Kontexts, aufbauenden philologischen und einem eher auf Sprache und Sprachwandel abzielenden Ansatz durchlief noch viele Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts<sup>42</sup>. Während Jakob Grimm und Georg Curtius damals Philologie und Sprachwissenschaft für untrennbar miteinander verbunden hielten, entwickelte sich im Anschluss an Bopps vergleichenden Ansatz eine Linguistik, für welche die historische Erforschung der Sprachen ein mehr und mehr autonomes Untersuchungsfeld bildete<sup>43</sup>. Für Curtius und für Gaston Paris, den Schüler seines Bruders Ernst in Göttingen, war die Sprachwissenschaft eine „historische Hilfswissenschaft“<sup>44</sup>, für die sich spezialisierenden Sprachforscher wie den Keltologen Johann Kaspar Zeuß, den Arabisten Heinrich Leberecht Fleischer und den Assyrologen Julius Oppert verblasste dagegen die Geschichte zu einem Rahmen, innerhalb dessen sie die historischen Sprachen und ihre Veränderungen verorteten und der Dynamik ihres

40 MOHL 1847 [97], S. 43–58.

41 1848 eingebürgert.

42 WERNER 2006 [822]; RUPP-EISENREICH 1991 [871].

43 CHRISTMANN 1977 [832].

44 CURTIUS 1977 [44], dazu POPPE 2009 [866], S. 26–28.

Wandels nachspürten. In dieser Zielsetzung war die Philologie ihrerseits nur noch eine Hilfswissenschaft der Linguistik.

Hinter den entsprechenden Verhandlungen zeichnet sich eine allgemeine Auseinandersetzung um das damalige Wissenschaftsverständnis ab, die man unter den Gegensatz von Hermeneutik und Positivismus subsumieren kann. Auch auf diesem Gebiet ist mit einem angeblichen deutsch-französischen Gegensatz aufzuräumen, der besagt, Deutschland sei das Land der verstehenden Hermeneutik, Frankreich dagegen das des rationalistischen Positivismus gewesen. Ein großer Teil der deutschen Philologen, vor allem der reinen Textphilologen im Gefolge Gottfried Hermanns und Karl Lachmanns, verstanden sich als logisch deduktiv vorgehende Wissenschaftler, ganz im Sinn des französischen Positivismus. Umgekehrt waren viele der französischen Sprachforscher zwar nicht unbedingt Adepten einer kulturwissenschaftlichen Philologie im „deutschen“ Sinn, aber prinzipiell offen für umfassende Rekonstruktionen des historischen Verstehens, in denen Mythologie, Religion, Rechtstradition und politische Theorie ihren Platz neben der Sprache hatten. Die Auseinandersetzung zwischen induktiver Hermeneutik und deduktivem Positivismus verlief quer beiderseits des Rheins. Und überall ging es um den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Die einen versuchten, Gesetzmäßigkeiten im Lautwandel vom Sanskrit beziehungsweise einer indoeuropäischen „Ursprache“ zu den verschiedenen indoeuropäischen Sprachfamilien auszumachen, oder auch die Prinzipien des Lautwandels innerhalb einzelner Sprachfamilien wie den germanischen, romanischen oder keltischen Sprachen zu eruieren. Mithilfe der „historischen Phonetik“ gelang es Rasmus Rask, Jakob Grimm, Friedrich Diez und ihren Nachfolgern auf diese Weise, eine logisch kohärente Sicht auf die Sprachentwicklung in Europa zu schaffen. Und die anderen, insbesondere die „Sach“-Philologen und Archäologen, die vergleichenden Religionswissenschaftler und die ersten Ethnografen waren bemüht, historischen Zusammenhängen mit explizit wissenschaftlichen Methoden auf die Spur zu kommen. Sowohl Auguste Comtes Positivismus als auch Schleiermachers und August Boeckhs Hermeneutik lag eine totalisierende Vorstellung von Wissenskonstruktion zugrunde.

In der sich ausbildenden Linguistik verschärfte sich allerdings, anders als bei den Sachphilologen, der Szientismus, teilweise mit der Rezeption des Darwinismus. August Schleicher veröffentlichte 1863 ein offenes „Sendschreiben“ an den materialistischen Zoologen Ernst Haeckel mit dem Titel „Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft“, in dem er die Evolution der Sprachen parallel zu derjenigen der Lebewesen setzte und generell die „Sprachwissenschaft oder Glottik“ zum Teil der „Naturgeschichte des Menschen“ erklärte. Ihre Methode sei deshalb „naturwissenschaftlich“<sup>45</sup>. Schleicher war auch der erste, der systematisch eine „indogermanische Ursprache“ postulierte und vor allem deren Wortstämme zu

45 SCHLEICHER 1863 [126]. Vgl. MESSLING 2016 [860]; SCHMIDT-BIGGEMANN 2021 [894], S. 137–147.

rekonstruieren suchte. Darauf aufbauend konnte er die indoeuropäischen Sprachen in der Form eines Stammbaums anordnen, an dem die jeweiligen historischen Lautverschiebungen als „Lautgesetze“ abzulesen waren. Empirische Spezialarbeit leistete er daneben an einer vergleichenden Grammatik der slawischen Sprachen und an einem Äquivalent für die baltischen Sprachen. Auch hier versuchte er, eine „slawo-baltische Ursprache“ zu rekonstruieren.

Auf der französischen Seite war es Émile Littré, der am entschiedensten einen – in Frankreich allerdings im Gefolge Auguste Comtes eher philosophisch angehauchten – Positivismus vertrat<sup>46</sup>. Als Materialist und Adept des Rationalismus von Auguste Comte suchte er schon früh, die einzelnen Etappen der Sprachentwicklung logisch zu gliedern. Auch er sah darin eine Art von Naturvorgang. Und ähnlich wie Schleicher interessierte er sich ebenfalls für die mündliche Dimension der Sprache, in der sich die „natürliche“ zwischenmenschliche Kommunikation spiegle. Zugleich war Littré ein universaler Geist. Als Absolvent der École polytechnique mathematisch geschult, ausgebildeter Mediziner und zugleich politisch engagierter Republikaner hatte er sich früh dem Studium der alten Sprachen verschrieben, darunter dem Sanskrit, und war schon in den 1820er-Jahren der Société asiatique beigetreten. Er gehörte 1864 zu den Gründungsmitgliedern der Société de linguistique de Paris. Sein sprachwissenschaftliches Großunternehmen war indessen das „Dictionnaire de la langue française“, für das er seit 1841 mit dem Verleger Hachette unter Vertrag stand und das schließlich zwischen 1863 und 1872 erschien. Ursprünglich als etymologisches Wörterbuch geplant, wandelte er sich im Laufe des Entstehungsprozesses zu einem „etymologischen, historischen und grammatischen Wörterbuch“, schließlich zu einem allgemeinen großen historischen Wörterbuch, bewusst als Gegenstück zum normativen „Dictionnaire de l'Académie française“ konzipiert. Ähnlich wie bei Grimm ist jeder Eintrag eine Art monografischer Artikel, in welchem alle Informationen über das Wort selbst, seine Bedeutung und seine Verwendungen seit dem Altfranzösischen mit den entsprechenden Textbelegen zusammengestellt sind. Littré war kein Philologe, sondern er versuchte, das von Friedrich Diez mit der „Grammatik der romanischen Sprachen“ erstellte Programm für das Französische im Detail empirisch einzulösen. Er betrachtete Sprache als einen im weiteren Sinne zur Naturgeschichte des Menschen gehörenden Bereich, der durch historisch vergleichende Deduktion zu entschlüsseln sei<sup>47</sup>.

46 PLÉ 1996 [890], S. 120–126, 166–170; SCHMIDT-BIGGEMANN 2021 [894], S. 117–162.

47 IMBS 1981 [853].

## Sprache und Ethnografie

Die von französischen und deutschen Sprachforschern entwickelte historisch-vergleichende Sprachwissenschaft mit ihren Unterkapiteln Phonetik/Phonologie, Etymologie, Grammatik und Semantik war die Wiege der sich ab den 1880er-Jahren mit den Junggrammatikern in Leipzig und mit Ferdinand de Saussure (im Gefolge Michel Bréals) in Paris etablierenden Linguistik. Doch Sprachwissenschaft und Philologie waren bis dahin nur Teilgebiete einer umfassenden transdisziplinären, oder, wenn man so will, auch prädisziplinären wissenschaftlichen Kommunikation, deren Teilnehmer zwar vielfach bereits als Angehörige einer Disziplin markiert waren, aber darüber hinaus auch eine Art historische Wissenschaft vom Menschen zu errichten trachteten. Diese sollte mehrere Bereiche menschlicher Aktivität umfassen, darunter eben Sprache und Literatur, aber auch Religion, Rechtswesen, Techniken, die sogenannten „Sitten“ und Gebräuche oder auch das „Volkstum“.

Zu dieser Produktion von „Weltwissen“<sup>48</sup> leistete auch die damals entstehende Geografie einen wichtigen Beitrag. Alexander von Humboldt als eine ihrer universalen Koryphäen, nebenbei Gründungsmitglied der Société asiatique, stand beispielhaft für diesen Naturgeschichte und Menschenwissenschaft umgreifenden Ansatz. Sein Freund Heinrich Berghaus, Lehrer an der Berliner Bauakademie und ebenfalls Mitglied der Société asiatique, darüber hinaus 1828 seinerseits Gründungsmitglied der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, hat bei seinen herausragenden kartografischen Arbeiten auch kulturelle Merkmale zu dokumentieren versucht. Er war einer der ersten, der Sprachenkarten erstellte, so im Jahre 1846 eine „Sprachkarte Frankreichs“, in der erstmals alle Sprachfamilien und Mundarten, natürlich nach der damaligen Klassifizierung, mit erstaunlicher Präzision verzeichnet waren<sup>49</sup>. Die *langue d'oïl* wurde in 14 Mundarten, die *langue d'oc*, zu der auch das Katalanische gezählt wird, ebenfalls in 14 Mundarten aufgeteilt. Das Bretonische war mit vier Mundarten vertreten, das Baskische und das Deutsche mit jeweils drei. Insgesamt wurden so für Frankreich 38 Sprachvarianten mit ihrer geografischen Verteilung kartografisch angegeben<sup>50</sup>.

Die 1847 veröffentlichte „Ethnographische Karte von Europa“ zeigte auf charakteristische Weise, wie ethnologische und sprachliche Elemente vermischt wurden. Nicht nur, dass die Sprache für Berghaus das „Haupt-Erkennungs- und Unterscheidungs-Merkmal der Nationen“ war, wie er selbst formulierte<sup>51</sup>. Das ganze kartografische Gebäude<sup>52</sup> fußte auf einer Einteilung in „indo-europäische“<sup>53</sup> und

48 SCHRÖDER 2011 [348].

49 BERGHAUS 1847 [19].

50 Vgl. auch DUNLOP 2015 [502].

51 BERGHAUS 1850 [23], S. 5.

52 BERGHAUS 1837–1848 [22].

53 Interessanterweise hier (BERGHAUS 1847 [20]), wie auch in BERGHAUS 1850 [23], nicht „Indo-Germanen“.

andere Völkerfamilien („Finnen“, „Basken“, „Semiten“, „Türken“, „Mongolen“, „Georgier“, „Kaukasier“). Der Verwandtschaft der indoeuropäischen Völker wird eine Baumstruktur mit „Ästen“ zugrunde gelegt, bei den Germanen etwa ein deutscher, ein skandinavischer und ein angelsächsischer Ast. Bei der Bezeichnung der Unterabteilungen ging Berghaus indessen unvermittelt von den Volksnamen zu den Namen der „Mundarten“ über, d. h. innerhalb der Deutschen, Franzosen, Italiener, Schweden usw. unterschied er nach sprachlichen Kriterien (z. B. „alemannisch, schwäbisch“, „picard“, „toskanisch“ usw.). Eine weitere Besonderheit: In einer zusätzlichen „Bemerkung“ fügt Berghaus hinzu: „Die unvermischt gebliebenen Völker sind in ihren Verbreitungs-Bezirken voll, die vermischten dagegen nur an den Rändern koloriert worden“. Er unterscheidet also, einer antiken ethnografischen Tradition gemäß, die schon von Tacitus in der „Germania“ auf die Germanen angewendet worden war, zwischen ursprünglichen und hybridisierten Völkern. Das Kriterium der „Vermischung“ wurde dabei rein von den Sprachen abgeleitet. So erschienen alle romanischen Sprachen (mit Ausnahme des Rätoromanischen!) sowie auch Englisch und Dänisch als „vermischt“, dagegen nicht nur die anderen germanischen, sowie alle slawischen und außerindoeuropäischen Sprachen als „unvermischt“, eine Beurteilung, in der sich sprachhistorische Kenntnisse im Gefolge von Diez und Grimm mit impliziten normativen Kriterien wie Ursprünglichkeit und Authentizität verbanden.

Aber auch für seine 1848 veröffentlichte Karte „Deutschland, Niederlande, Belgien und die Schweiz: National-, Sprach-, Dialect-Verschiedenheit“, das Gegenstück zur „Sprachkarte Frankreichs“, vermengte Berghaus sprachhistorische und ethnografische Angaben<sup>54</sup>. Die deutschen – wie auch die französischen – Mundarten unterteilte er nach Grimm und Heinrich Nabert<sup>55</sup> in eine nieder-, mittel- und oberdeutsche Familie. Doch neben der kartografischen Ordnung ging es ihm um eine Darstellung der Vielfalt der deutschen „Mundarten“, ganz im Sinne von Firmenich-Richartz' Sammlung „Germaniens Völkerstimmen“<sup>56</sup>, die er explizit als Quelle angab. Firmenich hatte es als patriotische Pflicht angesehen, die „mundartlichen Schätze“, „diese kostbaren, naturfrischen, reichlich sprudelnden Quellen, aus deren urkräftiger Fülle sich unsere Sprache so unendlich bereichern und so manche Goldkörner aneignen kann“, für die Zukunft der Nation zu retten<sup>57</sup>. Auch hier diente die Sprachforschung dazu, in den „eigentümlichen, ursprünglichen Geist des Volkes tiefer ein[zuführen]“ und das Verständnis für die „großen Familienverzweigungen der deutschen Nation zu fördern“<sup>58</sup>.

54 BERGHAUS 1848 [20].

55 NABERT 1856 [106]. Nabert war mit Berghaus befreundet.

56 FIRMENICH 1843–1854 [56].

57 Ebd., Bd. 1, Vorrede, S. I.

58 Ebd., S. II. Vgl. auch HANSEN 2015 [792], S. 7–55.

In der Tat sind Berghaus' Karten, technisch übrigens am französischen Modell Cassinis orientiert, ein eindrucksvoller Beleg für die effiziente, zugleich anspruchsvolle und pädagogische Umsetzung des von den Forschungsreisenden, Sammlern, Philologen und Sprachhistorikern zusammengetragenen Materials. Berghaus glaubte, ähnlich wie die Linguisten, an die Einheit des Wissens über die Welt, die er in eine „anorganische“ und eine „organische“ Welt einteilte. Sein Hauptwerk, der „Physikalische Atlas“<sup>59</sup>, umfasst neben den „naturwissenschaftlichen“ Sektionen, zu denen auch die Botanik gehört, solche für Zoologie, Anthropologie und Ethnografie. Auch die eben besprochenen Sprachkarten sind darin enthalten, in dem der Ethnografie vorbehaltenen Teil. Für die Geografen beiderseits des Rheins gehörten die physische Geologie und die Wissenschaft der Lebewesen von den Pflanzen und Tieren bis zum Menschen zusammen<sup>60</sup>. Berghaus war übrigens nahezu zweisprachig, da er in seinen jungen Jahren von 1811 bis 1814 in der Verwaltung des Königreichs Westfalen unter Joachim Murat als Geodät gearbeitet hatte und damit der Behörde der *ponts et chaussées* zugeordnet gewesen war. Diese hat ihm auch 1815/16, während er als preußischer Besatzungsoffizier in Frankreich war, auf Vermittlung Humboldts das Angebot gemacht, wieder in französische Dienste zu treten, ein Vorhaben, das sich aus nicht weiter geklärten Umständen zerschlug<sup>61</sup>. Berghaus besaß also zu Beginn, ganz wie sein Vorbild Humboldt, durchaus ein deutsch-französisches Profil. Dass er später, trotz weiterer intensiver Verbindungen nach Paris, seine Haupttätigkeit in Deutschland entfalten sollte, tat dem keinen Abbruch. Sein kartografischer Ansatz stellte eine Hybridisierung französischer und deutscher Tradition dar.

Die naturgeschichtliche Ausweitung der Geografie zu einer Lebenswissenschaft gehörte genuin zur transnationalen Wissenschaftskommunikation zwischen den Standorten Paris und den anderen lokalen Verankerungen in London, Berlin, Leipzig, Wien, Kopenhagen, Sankt Petersburg und anderswo. Die Gelehrtensozialität in Form von Gründung und Betrieb gelehrter Gesellschaften für Geografie, Anthropologie<sup>62</sup>, Linguistik oder Orientstudien war zunächst wichtiger als institutionelle Verankerungen im universitären Bereich. Sie waren trotz ihrer disziplinären Bezeichnungen vielfach noch nicht auf Spezialisierung festgelegt. So war etwa die 1821 in Frankreich gegründete Société de géographie zunächst

59 BERGHAUS 1837–1848 [22], erste Ausgabe in acht Bänden 1837–1848, zweite, erweiterte Ausgabe ebenfalls in acht Bänden 1849–1863.

60 Ein anderes Beispiel liefert der Naturforscher Ami Boué, aus einer Hamburger Hugenottenfamilie, der auf seinen Reisen primär geologische Studien betrieb (und später in die Disziplingeschichte der Geologie Eingang fand), aber in seinem dreibändigen Bericht aus dem Jahre 1840 über den europäischen Teil der Türkei ausführlich über Sprachen, Bräuche, Mentalität der Bevölkerung sowie über den Handel und das Wirtschaftsleben berichtete, BOUÉ 1840 [34]. Berghaus hat seinerseits Boués Werk für seinen „Physikalischen Atlas“ benutzt. Zu Boué vgl. WURZBACH 1856–1891 [141], Bd. 2, S. 96–100.

61 HUMBOLDT 1863 [77], Bd. 1, S. 8. Berghaus spricht von einem „Unglücksfall“.

62 WARTELE 2004 [881].

und noch bis in die 1860er-Jahre eher eine allgemeine, vornehmlich national ausgerichtete Gesellschaft zur Förderung von natur- und kulturwissenschaftlichem Wissen über die Erde und die Menschen. Eine Reihe von ihren Mitgliedern gehörte zugleich der Société asiatique an. Sie repräsentierten eine vordisziplinäre und zugleich universalistisch gedachte Ordnung des Wissens. In vergleichbarer Weise umfasste auch die Deutsche Morgenländische Gesellschaft, die 1845 in Darmstadt nach dem Vorbild der Pariser Société asiatique gegründet worden war, nicht nur die verschiedenen „Sprachstudien“ der Länder des Orients, sondern auch deren Geschichte, Religion, Geografie und eine Art Landeskunde, einschließlich der Wirtschaftsbeziehungen und Missionstätigkeiten<sup>63</sup>. Allerdings ist ab den 1860er-Jahren neben der Spezialisierung eine zunehmende Nationalisierung der disziplinären Praktiken und Diskurse zu beobachten<sup>64</sup>. Die in den 1860er-Jahren gegründete Société de linguistique de Paris<sup>65</sup> hatte im Vergleich zur Société asiatique einen erheblich geringeren Anteil an ausländischen Mitgliedern<sup>66</sup>. Umgekehrt verstand sich die Deutsche Morgenländische Gesellschaft zunehmend als Repräsentantin eines „deutschen“ Orientalismus. Diese nationalen Verengungen haben dann nach 1870 weiter zugenommen. Doch das ändert nichts an der Bedeutung des deutsch-französischen Schmelztiegels für die Genese der Sprachwissenschaft und der benachbarten Fächer in der Zeit von 1800 bis 1865. Der Prozess der Entstehung der entsprechenden Wissenschaften war, trotz aller nationalen Besonderheiten, eine transnationale und insbesondere deutsch-französische Koproduktion. Dass dies ganz besonders einen für unsere Thematik so sensiblen Bereich wie das Verhältnis von Nation und Sprache betraf, ist kein Zufall.

63 MANGOLD 2004 [858].

64 SCHRADER 2014 [549].

65 Die 1864 als Diskussionszirkel gegründete Gesellschaft konstituierte sich 1866 als *société savante* mit eigenen Statuten.

66 Laut der im „Bulletin de la Société de linguistique de Paris“ verzeichneten Mitgliederlisten hatte die Gesellschaft 1867 82 Mitglieder, darunter neun Ausländer mit einem Kontingent von drei Iren. 1868 kamen 37 neue Mitglieder dazu, darunter zwei Iren, ein Schotte und ein nicht weiter ausgewiesener angelsächsischer Student der École des langues orientales. Am 1.1.1870 hatte die Gesellschaft 133 Mitglieder, davon neun Ausländer (Zahlen nach Bulletin de la Société de Linguistique de Paris 1869–1875 [38], S. VII–X, LXVIII–LXXII).